

Fachtagung des LWL-Landesjugendamtes ‚Ganztag für Teenies – Nachmittagsbetreuung für 10- bis 14-Jährige in Zusammenarbeit von Jugendarbeit und Schule‘ vom 2.-3. März 2006 in der Akademie Franz-Hitze-Haus in Münster

PD Dr. Thomas Coelen, Universität Rostock

nicht-, non- und in-formell

Bildungsorte und -prozesse von Teenies

Die bildenden Orten und Prozessen von Teenies beschreibe ich in drei Schritten:

1. Was machen 10-14jährige nachmittags?
2. Was davon kann man ‚Bildung‘ nennen?
3. Welche Bedeutung hat das für Kooperation und ‚Ganztag‘?

Mein ‚heimlicher Lehrplan‘ sieht vor, Ihnen die Unterschiede zwischen Ganztagschule, Ganztagsbetreuung (wie z. B. im Beschluss des LJHA 9/05) und Ganztagsbildung nahe zu bringen.

1. Was machen 10-14jährige (vormittags und) nachmittags?

In verschiedenen Studien, des DJI und der Shell sowie den Jugendberichten finden sich widersprüchliche Befunde zu der Frage „Was machen Kids nachmittags?“ Beispielsweise ist nicht klar:

- ob Stadtkinder eher kreativ oder eher sportlich aktiv sind;
- ob Kinder, die weniger draußen spielen, öfter Vereine und Gruppen besuchen als andere Kinder;
- ob tatsächlich der übergroße Anteil der Kinder und Jugendlichen Vereins- oder Gruppenangebote besucht;
- in welcher Weise Fahrräder, Mofas und ähnliche Fortbewegungsmittel das aktionsräumliche Verhalten von Jugendlichen strukturieren;
- in welcher Weise die Schulform und die expandierende Schulzeit die verbleibende Freizeitgestaltung beeinflussen.

In Kenntnis dieses unklaren Wissens hat das Kommunalpädagogische Institut in Hamburg – ein kleines, freifinanziertes Zwei-Mann-Unternehmen, das ich vor sechs Jahren gegründet habe – im Jahr 2003 eine Vorstudie für einen so genannten „Komplementären Jugendbericht“ in Hamburg durchgeführt. Mit diesem Jugendlebenswelt-Bericht sollte dem hanseatischen Jugendhilfe-Bericht von 1999 die Perspektive der 6- bis 18-Jährigen zur Seite gestellt werden. Die Ausgangsfrage war, wie Kinder und Jugendliche in Hamburg alltäglich ihr Leben gestalten, wie sie sich ihre Lebenswelt und Lebensräume aneignen, was sie in ihren Wohnquartieren, in ihren Stadtteilen und in der Stadt insgesamt tun.

Für diesen ersten Überblick konnte es zunächst nur um institutionell bekannte Aktivitäten gehen: Dazu sind 275 pädagogisch relevante Einrichtungen befragt worden, von denen 67 geantwortet haben (37 Einrichtungen in freier und 30 in öffentlicher Trägerschaft).

An den insgesamt über 100 institutionellen Angeboten und den 15 selbstorganisierten Aktivitäten sind über 2.250 Kinder und Jugendliche beteiligt. Der größte Anteil der Aktivitäten oder Angebote findet mindestens einmal wöchentlich statt (28,2 %).

Aktivitäten: Was tun Kinder und Jugendliche im öffentlichen Raum?

Es gibt einen deutlichen Überhang an Aktivitäten von Kindern und Jugendlichen bzw. Angeboten der Institutionen aus den Bereichen „Bewegung und traditioneller Sport“ (35 %). An zweiter Stelle sind Aktivitäten aus den Bereichen „Gruppen“, „Beratung“ etc. zu verzeichnen (12 %).

Orte: Wo sind Kinder und Jugendliche im öffentlichen Raum aktiv?

Der Stadtteil ist die bedeutendste Bezugsgröße für Aktivitäten von Kindern und Jugendlichen zur Aneignung des öffentlichen Raumes: Durchschnittlich drei Viertel der 6- bis 18-Jährigen wohnen in dem Stadtteil, in dem sie ihre Freizeit verbringen, und unabhängig davon, um was für eine Aktivität oder ein Angebot es sich handelt, kommen mehr als die Hälfte der daran Teilnehmenden aus dem betreffenden Stadtteil. Sogar 42 % der Aktivitäten werden in nicht mehr als fußläufiger Distanz zu einer Einrichtung ausgeübt.

Gruppen: Wer ist im öffentlichen Raum aktiv?

Die Altersgruppe der 10-14 Jährigen zeigt sich - nach Einschätzung der Einrichtungen - als aktivste im öffentlichen Raum, und auch die meisten Angebote der Institutionen beziehen sich auf diese Altersgruppe. Mädchen sind bei den Aktivitäten bzw. Angeboten im öffentlichen Raum mit 36,2 % insgesamt deutlich unterrepräsentiert. 38,2 % der Angebote werden von Jungen dominiert. Die Kinder und Jugendlichen gehören insgesamt 39 verschiedenen Ethnien bzw. Nationen an.

Dies war, wie gesagt, eine Vorstudie – die Hauptstudie ist dann leider nicht zustande gekommen –, deshalb bleiben einige Offene Fragen: Für einen "Komplementären Jugendbericht" müssten Kinder und Jugendliche gefragt werden,

- wie sie das Verhältnis von Angebotsnutzung und Eigeninitiative gestalten;
- ob und in welcher Weise sie (insbesondere die Mädchen) den öffentlichen Raum der Stadt nutzen, ohne dass dies von Einrichtungen initiiert wird;
- wie sich ihre Aneignung des städtischen Raumes im biographischen Verlauf verändert;
- in welcher Weise sie unterschiedliche Bedeutungen räumlicher Bezüge wahrnehmen und verarbeiten;
- ob und wie sich Gruppierungen als Peer groups zusammenfinden, bestehen bleiben und ggf. von anderen Gruppen abgrenzen;
- inwiefern sich die Stadtraumaneignungen in den relevanten Merkmalen Geschlecht, Alter und Ethnie unterscheiden.

Soweit noch recht allgemein zu der Frage, was Teenies nachmittags machen.

2. Was davon kann man nun ‚Bildung‘ nennen?

Die Überschrift macht schon klar, dass nicht alles, was man nachmittags macht, ‚Bildung‘ zu nennen ist. Seit einiger Zeit kann man das Wort eh kaum noch hören, so inflationär wird es gebraucht. Die neueste Variante ist die Trias „Erziehung - Betreuung - Bildung“ im 12. Jugendbericht. Erschwert wird das Ganze zusätzlich durch das moderne klingende Wort ‚Lernen‘ (z. B. informal learning) und das mittlerweile etwas überholt klingende Wort ‚Sozialisation‘ (oft aus der Kritischen Schulpädagogik).

Ich denke, es hat nicht viel Sinn, vor Ihnen das ganze Spektrum an Definitionen aus der aktuellen Debatte aufzufächern. Besser ist, denke ich, wenn ich Ihnen sage, was ich – auf

Basis der Debatte – unter diesen Worten verstehe, so dass Sie dem widersprechen oder zustimmen können. Doch zunächst zwei Bemerkungen vorweg:

1. Alle Begriffe bezeichnen Phänomene, die sowohl formalisiert als auch informell vorkommen, sowohl innerhalb als auch außerhalb von Organisationen. Die einfachste Lösung wäre ja zu sagen: Formelle Bildung findet in der Schule statt, informelle in der Jugendarbeit. So einfach ist jedoch nicht! Man muss zwischen Prozessen und Orten (Settings) unterscheiden.

2. Sie haben bestimmt schon früher öfter gestutzt, wenn Wörter mit den Endungen -al und -ell durcheinander verwendet wurden, ebenso wie die Vorsilben non- und nicht-. Meine Empfehlung: Lassen Sie sich nicht davon verwirren! Der Unterschied liegt weniger in den Silben als – wie gesagt – in den Prozessen und Orten (Settings). Man versteht das meist intuitiv.

Dazu zunächst ein paar Beispiele: Sie sehen hier (vgl. ppt-Datei) ein Spannungsfeld aus Prozessen und Settings:

- z. B. sind Aktivitäten von Teenies in ihrer Clique sicherlich informelle Prozesse in einem ebensolchen Rahmen.
- Hingegen ist Unterricht sowohl in seinem Verlauf als auch seiner Verortung sehr formalisiert.
- Wenn Die Eltern bei den Hausaufgaben helfen, findet das in einem lockeren Rahmen zuhause statt, zielt aber auf formelle Lernprozesse.
- Schließlich ist eine Gruppenstunde in gewissem Maße formalisiert, ermöglicht aber vielfältige Prozesse.

Die anderen Beispiele illustrieren ähnliche Mischungsverhältnisse.

Wenn man sich das im Lebensverlauf anschaut, entsteht eine solche Grafik (ebenfalls aus dem 12. Jugendbericht): Ab 10 Jahren sehen wir neben der Schule eine wachsenden Umfang für Job- und Peer Group- und kommerziellen Freizeit-Aktivitäten, eine leicht schrumpfenden Umfang an Nachhilfe und einen ungefähr gleich bleibenden Umfang an Jugendarbeit. Das ändert sich gegenwärtig durch Ganztagsformen (dazu bereite ich gerade ein international vergleichendes Forschungsprojekt vor).

Das Problem an solchen, durchaus löblichen Bemühungen ist ihre Zweidimensionalität: Z. B. erweckt die Grafik den Eindruck, dass die Schule lediglich durch Medien kleine informelle Inseln bekomme. Jedoch gibt es selbstverständlich auch ‚nicht-formelle Bildung‘ im Rahmen der schulischen Organisation (z. B. in AG's), und umgekehrt sind auch ‚formelle Settings‘ in der Jugendarbeit anzutreffen (z. B. in Form von Jugendgruppenleiterlizenzen). Es wäre grob falsch, die Modi mit Institutionen in eins zu setzen, lediglich verschiedene Mischungsverhältnisse und Schwerpunkte lassen sich ausmachen.

Zum Thema ‚soziale Differenz‘ sei hier nur kurz angemerkt, dass oft übersehen wird, dass viele Bereiche der Jugendarbeit - im Gegensatz zur Schule - sozusagen ‚am Eingang‘ habituell enorm selektiv wirken (nach Schichten, nach Geschlechtern, nach Ethnien, nach Stilen), während die Schule ihre Klientel - im Gegensatz dazu - eher an den ‚Aus- und Übergängen‘ kanalisiert. Selektiv wirken aber beide Institutionen.

Näher an die Bildungseffekte durch Jugendarbeit kommt mit Linders Evaluation von Jugendkulturarbeit in NRW. Er arbeitet aus Interviews mit Teenies acht Facetten von Bildung heraus (vgl. Lindner 2004, S. 248-253):

- testen, spielen, erproben
- zusammenarbeiten
- selbständig agieren
- Spaß haben und machen
- anstrengen und Erfolg haben
- leisten
- verwerten

Mit Interviewäußerungen und Grafiken kommt man weit, aber nicht weit genug: Dazu muss man, denke ich, abstrakte Kunst bemühen – oder eben Begriffe. Deshalb stelle ich Ihnen nun meine Begriffsauffassungen von formeller und nicht-formeller Bildung vor:
„Formelle Bildung“ beziehe ich auf Settings, die

- curricular gestuft,
- zumeist verpflichtend,
- zertifizierbar strukturiert
- und für weitere Zugänge berechtigend organisiert sind.

Aus Sicht des Individuums stehen hier Ergebnisse und Produkte im Vordergrund, mit dem Ziel die durchlaufenen Bildungsprozesse und erreichten Bildungsergebnisse in zweckrationaler Absicht verwerten zu können.

Hingegen meine ich mit dem Begriff „nicht-formelle Bildung“ solche Settings, die

- unter Abwesenheit von berechtigenden Zertifikaten
- freiwillig institutionalisiert oder fakultativ wählbar sind
- und deren Inhalte und Methoden systematisch einer relativ großen Gestaltbarkeit seitens der Teilnehmenden unterliegen.

Aus Sicht des Einzelnen überwiegen hier Verläufe und Prozesse in wertrationaler, verständigungsorientierter Einstellung.

In gesellschaftstheoretischer Sprache: Formelle und nicht-formelle Bildungsmodi stehen als notwendige Komplementäre der materiell-kulturellen Reproduktion und der sozial-identitären Integration demokratisch-kapitalistischer Lebensverhältnisse in einem dialektischen Verhältnis.

Oder auch kurz: Das eine funktioniert nicht ohne das andere. Und idealerweise werden sie von Institutionen in Bezug zueinander arrangiert.

Dazu gleich mehr (3), erst noch weiter ‚abstrakte Kunst‘:

Denn neben dieser Unterscheidung zwischen formeller und nicht-formeller Bildung fällt ja in der Debatte häufig auch der Begriff „informelle Bildung“. Darunter werden meist ungeplante und nicht-intendierte Bildungsprozesse verstanden, die sich im Alltag von Familie, Nachbarschaft, Arbeit und Freizeit ergeben.

Mir ist aber bisher nicht deutlich geworden, was informelle Bildung von beiläufiger, nicht-intendierter „Sozialisation“ unterscheiden soll. Ich fände es deshalb treffender, in- und nicht- synonym zu verwenden und es zusammen – wie eben geschehen – vom formellen Bereich abzugrenzen.

Den Unterschied zwischen ‚Bildung‘ und ‚Sozialisation‘ mache ich daran fest, inwiefern sich „geistige Eigentätigkeiten beobachten“ lassen, die „gegen Vereinseitigungen wirken“ und z. T. „mit Widerständen einhergehen“.

Rauschenbach und Otto skizzieren ein vierachsiges „Koordinatensystem“, bestehend aus den „Zielperspektiven“:

1. der Vermittlung von kulturellem Wissen,
2. der Aneignung von materiell-praktischen Alltagskompetenzen,
3. der sozialen Integration (z. B. durch partizipative Formen) und
4. der Persönlichkeitsentwicklung (in Gestalt sozialen und selbstreflexiven Lernens).

In diesem Koordinatensystem lassen sich die verschiedenen Bildungsinstitutionen anhand ihrer funktionellen Schwerpunkte verorten: Die Schule wohl eher in der Nähe der Achsen 1 und 2 und die Jugendarbeit wäre eher in der Nähe der Achsen 3 und 4 anzusiedeln.

3. Welche Bedeutung haben nun diese skizzenhaften Grafiken und abstrakten Begriffsgemälde für Kooperation und ‚Ganztag‘?

So komme ich zurück auf die Komplementarität der Bildungsanteile in Schule und Jugendarbeit: Beide Modi, formelle und nicht-formelle Bildung, treten in beiden Institutionen auf, aber beide können den Rahmen, der durch den Bildungsbegriff umrissen ist, alleine nicht vollständig ausfüllen: Die Schule thematisiert einen fachlich segmentierten Ausschnitt von Lebenskompetenz - hingegen steht die Jugendhilfe mitten im Leben, und gerade deshalb brechen sich ihre Bildungsanteile an ihren Hilfs- und auch Kontrollfunktionen.

Die Konsequenz aus dieser Wahrnehmung der jeweils eingeschränkten Möglichkeiten wäre entweder eine Erweiterung, um diejenigen Aufgaben, die darin bisher nicht abgedeckt sind - also eine organisatorische Allmachtsphantasie - oder eine institutionelle Bescheidenheit und Einsicht in die eigenen systematischen Grenzen und die Sinnhaftigkeit komplementärer Ergänzung unter den Bedingungen einer pluralistischen Gesellschaft – eben weil beide Institutionen von Bildungsansprüchen in je unterschiedlicher Gewichtung getragen sind, die sie aber beide nicht vollständig verwirklichen (können).

Die vier Perspektiven von Rauschenbach/Otto fasse ich in die beiden Komplementäre ‚Ausbildung‘ (Achsen 1 und 2 des Koordinatensystems) und ‚Identitätsbildung‘ (Achsen 3 und 4). Diese beiden Grundelemente des Bildungsbegriffs verweisen auf die fundamentalen Vergesellschaftungsmodi ‚Arbeit‘ und ‚Interaktion‘. Somit lässt sich auch eine ‚arbeitsweltbezogene Schulpädagogik‘ von einer ‚interaktionsbasierten Sozialpädagogik‘ abheben (Richter).

Der Grund für die Betonung dieser Schwerpunkte liegt darin, dass wir in einer zugleich kapitalistischen und demokratischen Gesellschaft leben – mit allen Entfremdungen, die damit einhergehen, bzw. allen Defiziten, die darin zu verzeichnen sind, sowie darüber hinaus mit allen Widersprüchen zwischen diesen beiden Grundprinzipien: Die materiellen Reproduktionsoptionen werden größtenteils auf dem Arbeitsmarkt gehandelt, und die symbolische Reproduktion vollzieht sich größtenteils in den Bereichen von Kultur/Alltagskultur, Gemeinschaften und Person.

Für die Integration einer solchen Gesellschaft ist zweierlei entscheidend: Qualifikation für den Arbeitsmarkt unter kapitalistischen Rahmenbedingungen und Partizipation in der – mindestens vom Anspruch her – demokratischen Zivilgesellschaft, deren Funktion u. a. darin besteht, die Kapitallogik zu „zähmen“ (wie Habermas es ausgedrückt hat), um die

Sinn- und Wertressourcen nicht vollständig aufbrauchen zu lassen. Und in dieser Funktionsbestimmung besteht auch ein Schritt über die bloße Beschreibung – z. B. anhand eines „Koordinatensystems“ – hinaus, hin zu einer Kritischen Theorie, die dann auch die Jugendhilfe-Aufgabe der ‚Einmischung‘ theoretisch – und nicht nur praktisch – zu begründen vermag.

Der systematische Vorteil der Institutionen nicht-formeller Bildung – namentlich der Kinder- und Jugendarbeit in Vereinen/Verbänden und Offenen Einrichtungen – ist nun, dass sie ‚Partizipation‘ und ‚Demokratielernen‘ weniger zum Thema haben, sondern dass sie – wie Sturzenhecker herausstellt – qua „Strukturprinzipien“ in sich selbst partizipativ gestaltet ist und unhintergebar auf Verständigungsorientierung basiert – sonst funktioniert sie nicht. Das Partizipative stets zu betonen und fest zu verankern, hieße nicht-formelle Bildung in der Jugendarbeit zu ermöglichen.

Zum Schluss komme ich noch auf mein ‚heimliches Lehrziel‘ zu sprechen:

Aus meiner Sicht ist Kooperation mehr als Vernetzung und Ganzttag mehr als Addition. Von „Ganztagsbildung“ in Kooperation zwischen Schulen und Jugendeinrichtungen ist meiner Ansicht nach zu sprechen, wenn

1. gemeinsame Ziele arbeitsteilig verfolgt werden (Kooperation)
2. formelle und nicht-formelle Settings und Prozesse miteinander (auch personell) verschränkt sind (Bildung)

Vor diesem Hintergrund bin ich einerseits beeindruckt von den Zahlen des Programms ‚Ganztags für Teenies‘ in NRW, vor allem weil viele Angebote in den Jugendeinrichtungen und in Regie der Jugendarbeit stattfinden. Andererseits vermisse ich bei der Aufzählung des Personals Lehrer im Nachmittag, genauso wie Sozialpädagogen vormittags. Die leibliche Kooperation ist und bleibt dann der Schulsozialarbeiter – und durch ihn kann die Schule bleiben, wie sie ist.

Abschließend zeige ich Ihnen noch einen Entwicklungshorizont für das Landesprogramm – weg von der Ganztagsbetreuung, hin zur Ganztagsbildung – auf (siehe ppp-Datei).